

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 133. Bromberg, den 14. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(15. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Kapitel III.

Eine peinliche Unterredung.

Rowan saß ruhig in seiner Ecke, und obwohl man das Hotel nicht fashionabel nennen konnte, erfüllte ihn das vorbeiflutende Leben mit Bitterkeit. Seine eingesunkenen Augen folgten jeder einzelnen Gruppe dieser Männer und Frauen, die voll Leben, Glück und Geschäfte waren. In seinem innersten Herzen empfand er Neid. Für jene galt das Leben — für ihn nicht! Er sah immer diesen fürchterlichen Urteilsspruch vor sich: ein Monat — höchstens zwei — dreißig Tage der Krankheit, des Leidens, der Schwäche und nachher — was? Er hielt den Atem an, rief den vorübergehenden Kellner und bestellte Kognak. Er blickte umher und sehnte sich danach, jemanden zu finden, mit dem er sprechen konnte, jemanden, der für Augenblicke seine Aufmerksamkeit fesseln könnte, um die fürchterlichen Gedanken zu verscheuchen, die ihn überfielen. Er hatte dem Tod in früheren Tagen oft genug ins Auge geschaut, damals, als Deane und er nebeneinander ritten und die Kugeln sie umschwirrt hatten und ermordete Männer in Haufen herumlagen. Aber jetzt war es anders! Damals floß das Blut warm durch ihre Adern, ihre Herzen waren gesund. Jetzt hatte er keine Kraft mehr, um gegen Hirngespinste anzukämpfen, keine Kraft mehr zu irgendetwas anderem, als auf das Schicksal zu warten. Er sah beständig zur Tür und sehnte sich nach der Rückkunft seiner Schwester und der Ankunft Deanes. Selbst das Gefängnisspital war besser als dieses Warten hier. Er stand unsicheren Schrittes auf, als endlich Deane und seine Schwester in die Halle kamen.

„Wir müssen ein Wohnzimmer nehmen“, sagte er. „Ich fühle mich recht schwach.“

„Ich werde im Zimmer nebenan läuten und bestellen“, sagte sie.

Sie verschwand durch die Verbindungstür.

„Ich habe nie gedacht, Sie je wieder zu sehen“, begann Rowan. „Ich habe mein Möglichstes getan, Deane. Ich habe mit Sinclair Freundschaft geschlossen — er war froh genug, jemanden zu haben, der mit ihm trinkt — und nach kurzer Zeit begann er, mir von seinen Ansprüchen auf die Little-Anne-Goldmine zu erzählen.“

„Glaubte er daran?“ fragte Deane.

„Er war fest überzeugt,“ antwortete Rowan, „dessen bin ich ganz sicher. Er glaubte absolut, daß Sie, sobald er die Angelegenheit einem Advokaten übergab, zu ihm kommen müßten, um das Dokument zu kaufen, auch wenn es Ihr halbes Vermögen kosten würde. Er wollte einige Tage warten, um zu sehen, ob Sie kommen.“

Deane nickte. „Erzählen Sie mir, wie es geschah“, sagte er.

„Es war so“, fuhr Rowan mit heiserer Stimme und mühsam sprechend fort, „in dieser Nacht war er nicht vollkommen betrunken. Ich drängte ihn wegen seines Anspruches und wo er das Papier aufhebe. Da wurde er plötzlich argwöhnisch und streitsüchtig, wollte mich draußen haben, und als ich ihn besänftigen wollte, schlug er mich. Er war ein kräftiger Mann, und ich war schwach. Ich glaube, er wollte mich töten. Ich erinnere mich, ich lag bereits halb am Boden und meine Stirne blutete, als er nochmals auf mich losging. „Ich werde ein Ende mit Ihnen machen“, rief er. Da schlug ich zurück, in der Hoffnung, ihn nur zu betäuben, und wie Sie wissen, war der Hieb tödlich. Ich vergaß für einen Augenblick das Dokument. Ich dachte nur daran, zu fliehen. Aber ich hatte Pech und es gelang mir nicht. Es war eine verpfuschte Arbeit, Deane.“

„Es tut mir wirklich sehr leid,“ sagte Deane, „daß ich sie Ihnen vorgeschlagen habe.“

„Es war nicht Ihre Schuld“, antwortete Rowan. „Nichts dergleichen wäre geschehen, wenn er nicht auf mich losgegangen wäre. Ich hatte die Absicht, ihn zu bestehlen — das gebe ich zu —, aber nicht mehr. Sie sehen, es war nutzlos für mich, zu versuchen, mit ihm Verhandlungen zu pflegen. Er war seiner Sache zu sicher. Er sprach von einer Million Pfund als Preis dafür. Sagen Sie mir,“ fuhr er fort, „wie steht die Sache jetzt? Wer ist im Besitz des Papieres?“

Deane zögerte einen Augenblick. „Ich weiß es nicht.“

Rowans Gesicht verdüsterte sich. Er schien enttäuscht. „Ich dachte,“ sagte er langsam, „daß Sie vielleicht einen Versuch unternommen haben, es zu erlangen. Alles blieb während einiger Zeit im Hotelzimmer. Es wäre ein Leichtes gewesen.“

„Ich habe einen Versuch gemacht“, sagte Deane. „Ich habe das Zimmer nach dem Dokument durchsucht. Aber es ist mir nicht gelungen, es zu finden.“

„Sie selbst?“ fragte Rowan begierig.

„Ja! Ich hörte, daß jemand kommen würde, der Anspruch auf Sinclairs Hab und Gut hätte und daß die Sachen nach Scotland Yard gebracht würden. Ich nahm ein Zimmer im Hotel, und es gelang mir, einen Schlüssel zu erhalten. Ich durchsuchte jedes Stück, das der Mann besaß.“

„Es war in der Brusttasche seines grauen Rockes, unter dem Futter“, keuchte Rowan.

„Ich fand die Stelle“, antwortete Deane, „aber sie war leer.“

Rowan wischte sich den Schweiß von der Stirne. Sein Atem wurde schwer. Die Aufregung schadete ihm. „Aber in jener Nacht war es dort!“ rief er aus. „Er zog wenige Minuten vorher seinen Rock aus und ich sah, wie er im Futter danach fühlte.“

„Alles, was ich Ihnen sagen kann“, antwortete Deane, „ist, daß das Futter des grauen Rockes zerrissen war, als wenn etwas herausgenommen worden wäre. Das Dokument war nicht dort. Es war nirgends im Zimmer. Ich begab mich in eine Gefahr,“ fuhr er nach kurzer Pause fort, „an die ich nicht einmal jetzt zurückdenken will, aber es war umsonst. Jemand war vor mir dagewesen.“

„War denn sonst noch jemand auf der Spur?“ fragte Rowan.

„Haben Sie einen Verdacht?“ fragte Deane.

Rowan sah ihn mit aufgerissenen Augen an. „Sie denken doch nicht, daß ich es verraten habe?“

„Nicht absichtlich“, antwortete Deane. „Gibt es irgend jemand, zu dem Sie darüber gesprochen haben?“

Rowan schüttelte den Kopf. „Nur zu meiner Schwester,“ sagte er, „und sie ist verschwiegen wie das Grab.“

„Dessen ungeachtet“, sagte Deane, „ist das Papier verschwunden. Jemand hat es und behält es zu einem bestimmten Zweck, vermute ich. Es kann nur einen Zweck geben. Vielleicht“, fügte er hinzu, „fragen Sie Ihre Schwester, um ganz sicher zu sein, ob sie je darüber etwas zu jemand erwähnte.“

„Wir wollen sie gleich fragen!“ rief Rowan aus. „Und zwar vor Ihnen. Helfen Sie mir aufstehen. Ich werde sie holen.“

Deane wehrte mit der Hand ab. „Nein!“ sagte er. „Sie dürfen sich nicht aufregen. Ich werde an der Tür klopfen und Ihre Schwester rufen.“

Rowan lehnte sich keuchend zurück. Deane durchquerte das Zimmer und ging zu der Türe, die zu ihrem Zimmer führte.

„Miß Rowan“, sagte er.

Sie öffnete sofort die Tür.

„Ja?“

Deane stand abseits. „Ihr Bruder hat eine Frage an Sie zu stellen.“

Kapitel IV

Eine Frage

Winifred betrat langsam das Zimmer. Es war keine Veränderung in ihrem Gesichtsausdruck wahrnehmbar und ihre Lippen schienen schmäler denn je. Sie ging sofort auf ihren Bruder zu.

„Du hast zuviel gesprochen, Basil“, sagte sie. „Du weißt, das tut dir nicht gut.“

Er neigte sich zu dem kleinen Tisch, der neben ihm stand, und nahm etwas Kognak. Er sah wirklich schwer krank aus. Die Schatten unter seinen Augen schienen wie mit Kohle gezogen und seine Hand zitterte, so daß er die Hälfte des Kognaks verschüttete.

„Winifred,“ sagte er, „ich muß eine Frage an dich stellen. Du erinnerst dich, daß ich zu dir von einem Dokument gesprochen habe — Sinclair hatte es. Ich versuchte mit ihm darüber zu verhandeln, versuchte es für Mr. Deane zurückzubekommen.“

„Ja,“ antwortete sie ruhig, „ich erinnere mich, daß du davon gesprochen hast.“

„Wir haben Ursache zu glauben,“ fuhr er etwas zögernd fort, „daß es gestohlen wurde. Mr. Deane will wissen, ob du zu irgendeiner Zeit jemand gegenüber etwas davon erwähnt hast.“

Sie sah Deane an und dann ihren Bruder. Ihr Gesicht war unverändert. „Nein!“ sagte sie. „Ich habe es niemand gegenüber erwähnt.“

„Siehst du,“ fuhr Rowan fort, „es ist nämlich folgendes: Niemand außer mir wußte von diesem Papier. Deane sagte mir davon und ich sagte es nur dir. Und dennoch haben wir den Beweis, daß es aus Sinclairs Zimmer nach seinem Tode gestohlen wurde. Deshalb wollen wir wissen, ob du ganz sicher bist, von seinem Vorhandensein niemand gegenüber etwas erwähnt zu haben.“

„Keine Erwähnung darüber ist je über meine Lippen gekommen“, antwortete sie. „Ich habe keine Freunde, keine Verwandten. Ich habe zu niemand davon gesprochen. Nichts auf der Welt“, fuhr sie fort, „wäre so unwahrscheinlich, als daß ich so etwas getan hätte!“

Er wandte sich zu Deane, der mit gleichgültiger Miene daneben stand. „Hören Sie?“ rief er aus. „Hören Sie? Ich war Winifreds vollkommen sicher. Sie redet nicht herum. Sie ist keine Klatschbase, nicht wahr, Winifred?“

„Ich hoffe nicht“, antwortete sie.

„Ich habe keine Ursache,“ sagte Deane langsam, „an Miß Rowans Verschwiegenheit zu zweifeln.“

Sie erhob die Augen und sah ihn an. Der leicht ironische Ton war provozierend, aber er ließ sie kalt.

„Also, Rowan,“ sagte er, „es scheint nichts weiter zu machen zu sein. Wenn das Papier auftaucht,“ fügte er hinzu, „werde ich wissen, was ich mit seinem Besitzer zu tun habe. Bis dahin reden wir von Ihnen.“

Rowan lachte ein wenig hysterisch. „Von mir“, antwortete er. „Das ist ein ergiebiges Thema, nicht wahr?“

„Ärzte irren sich manchmal“, sagte Deane. „Hoffen wir, daß es bei Ihnen der Fall war. Jedenfalls liegt gar kein Grund vor, daß Sie es nicht bequem haben sollen und die beste ärztliche Hilfe. Fahren Sie dorthin, wo Sie glauben, daß es das Beste ist, und schicken Sie mir Ihre Adresse. Ich werde nicht vergessen, daß Ihnen das Unglück zugestoßen ist, während Sie mit meinen Angelegenheiten beschäftigt waren.“

„Sie sind sehr gut, Deane“, sagte Rowan.

Das junge Mädchen blickte auf. „Mr. Deanes Güte ist ganz überflüssig“, sagte sie. „Wir brauchen kein Geld.“

„Ihre Schwester versteht das nicht ganz“, sagte Deane, sich an ihn wendend. „Wir haben zu viel harte Zeiten in Afrika miteinander durchgemacht, um jetzt auf zeremoniellem Fuße zu stehen. Sie können ihr das vielleicht später erklären.“ Er nahm seinen Hut und wandte sich zur Türe. „Ich erwarte von Ihnen zu hören,“ sagte er, „sobald Sie beschlossen haben, wohin Sie gehen — entweder von Ihnen, Rowan,“ fügte er hinzu, indem er seine Hände schüttelte, „oder von Ihrer Schwester.“

„Sie sind sehr freundlich, Deane“, sagte Rowan. „Es tut mir leid, dieses Unheil angerichtet zu haben.“

„Es war nicht Ihre Schuld“, antwortete Deane.

„Guten Tag, Miß Rowan.“

Sie sah ihn einen Augenblick an, aber sie nahm seine angebotene Hand nicht. Er lächelte und zog sie gleich zurück.

„Guten Tag, Mr. Deane“ sagte sie.

Die Tür schloß sich hinter ihm. Rowan beobachtete seine Schwester. „Winifred,“ sagte er, „was ist mit dir los? Du warst nicht sehr freundlich mit Mr. Deane.“

„Oh, ich denke, ich war es“, antwortete sie. „Jedenfalls wollen wir von ihm kein Almosen annehmen, nicht wahr?“

„Das ist es nicht“, wandte Rowan ein.

„Es ist eines.“

„Seine Mittel gestatten es ihm“, erklärte Rowan. „Er ist sehr reich. Tausend Pfund sind für ihn wie Sixpence für uns.“

„Das ändert nichts an den Tatsachen“, erwiderte sie. „Ich mag Mr. Deane nicht, Basil. Durch ihn haben wir diesen Kummer. Du hast Geld genug von ihm genommen.“

„Und wenn ich nicht mehr bin?“ fragte er. „Was ist dann mit dir?“

„Bin ich nicht immer meinen eigenen Weg gegangen?“ fragte sie ruhig. „Ich werde schon durchkommen, Basil.“

Er begann zu husten und ein weiteres Gespräch war unmöglich. Er war vollkommen erschöpft. Sie blieb neben ihm sitzen, bis er einschlief. Sein Zustand war hoffnungslos, darüber gab es keinen Zweifel. Er war beinahe ein Schatten geworden. Selbst im Schlaf atmete er schwer und schien zu fiebern. Sie stand leise auf und blickte einige Minuten zum Fenster hinaus. Unten pulsierte das große Leben in rasendem Tempo. Sie stand mit geballten Händen beim Fenster. Hinter ihr schien der schwere Atem den Tod näher zu treiben.

Deane war auch einer dieser Vorübereilenden, aber seine Gedanken, während er nach dem Westen fuhr, waren bei der Tragödie, die er eben verlassen hatte. Er wußte sehr gut, daß es mit Basil Rowan keine Angelegenheit von Monaten, sondern von Tagen war. Wartete das Mädchen nur darauf? Ihr ganzes Verhalten ihm gegenüber hatte etwas Geheimnisvolles, das ihn bedrückte. Es war wie das Zusammentreffen mit einem Feinde, der in einem dunklen Zimmer versteckt war, dessen Schritte man belauschte, ungewiß, wann der Schlag fallen würde. Trotz des warmen Sonnenscheins fröstelte ihn ein wenig, als er aus dem Wagen stieg und in sein Bureau ging.

(Fortsetzung folgt.)

Um ein Haar ...

Die gefährlichsten Augenblicke berühmter Sportsleute.

Von Hans Morgan.

Die schweren Unglücksfälle, die kürzlich den Fürsten Lobkowicz und den Meisterfahrer von Morgen aus ihren Rennwagen schleuderten und tot auf der Strecke ließen, bewiesen wieder einmal, daß der Mensch noch immer nicht völlig Herr über die Maschine ist. Autorennfahrer, Flugzeugführer und andere Männer, deren Beruf sie gewissermaßen mit irgend einem maschinellen Objekt verbindet, haben mehr als einmal die Erfahrung machen müssen, daß ihr Leben in kritischen Augenblicken, in denen dies Objekt seine Tücken zeigt, an einem Faden hängt und oft um Haaresbreite nur am Tode vorbeiführt.

Wir haben uns an eine Anzahl führender Sportsleute gewandt mit der Bitte, uns etwas über die gefährlichsten Augenblicke ihres Lebens zu erzählen. Hier sind ihre Schilderungen:

Carracciola,

der volkstümlichste deutsche Autorennfahrer: „Wer den Nürburgring kennt mit seinen Kurven, seinen Steigungen und hundert anderen Tücken, weiß, daß er unzählige Gefahren birgt, mit denen der gewiegte Rennfahrer zu rechnen gezwungen ist und an denen er wirklich oft nur um ein Haar vorbeigleitet. Gefährliche Augenblicke habe ich in meiner langen Laufbahn als Autorennfahrer mehr als genug erlebt. Ja, jedes Rennen ist, möchte ich sagen, überhaupt nur eine Kette von gefährlichen Augenblicken, die einen ungeheuren Nervenverbrauch beanspruchen und in jeder Sekunde gespannteste Aufmerksamkeit erfordern. Ich erinnere mich eines Trainingsmorgens auf dem Nürburgring. Mein damaliger „Stallgefährte" von Mercedes-Benz, Stuck, und ich hatten bereits mehrere Runden einwandfrei zurückgelegt. Wir plauderten einige Minuten am Ersatzteillager, dann schwang ich mich wieder ans Steuer, um noch einmal meinen Motor singen zu lassen. Ich sauste davon und hatte im Nu meine Maschine auf Höchstgeschwindigkeit gebracht. Der Wind knatterte links und rechts an mir vorbei, das Donnern des Motors war vertraute, geliebte Melodie. Ich raste im Hundertfünfzigkilometertempo vorwärts, bog, nur wenig abstoppend, in eine Kurve ein und — sah unmittelbar vor mir einen Wagen quer über der Straße liegen, der einem italienischen Fahrer gehörte. Er hatte Reifendefekt gehabt und einen kleinen Rundtanz aufgeführt. Durch mein Gehirn funkten in diesen Bruchteilen von Sekunden wahnsinnigste Gedanken: Bremsen war ausgeschlossen, ich hätte meinen Wagen nicht mehr zum Stehen bringen können. Ich sah ein furchtbares Unglück herankommen: Ich hinein in den andern Wagen in unerhörtem Tempo ... Fetzen zertrümmerter Wagen, Krachen, Splittern, Schreie — aus! Rechts des querliegenden Wagens erkannte ich heransausend einen schmalen Durchschlupf. Meiner Schätzung nach viel zu schmal, um mich hindurchwinden zu können. Trotzdem blieb mir nichts anderes übrig. Der Italienfahrer schrie, gestikulierte — da war ich schon heran, saß dicht über mein Steuer gebeugt, die Zähne in die Unterlippe gegraben — entweder oder! Meine Nerven zitterten. Ein Zischen, ein Ratschen — jetzt mußte es geschehen. Ich kam vorbei! Wie, ist mir heute noch ein Wunder. Auf den Millimeter genau stimmte der Durchschlupf mit der Breite meines Wagens überein. Als ich zwei Minuten später hielt, mußte ich das Blut von meiner Unterlippe wischen. Meine Zähne hatten sich förmlich festgekrallt darin. Aber, wie so oft schon, es war gut abgelaufen — um ein Haar!"

Chiron,

der beliebte französische Bugattifahrer, schärfster Konkurrent Carracciolas in vielen internationalen Rennen: „Daß ich noch lebe, ist tatsächlich ein Wunder. Sie haben sicher von meinem Sturz vor ein paar Wochen im Großen Preis von Monaco gehört? Das war eine tolle Sache. Der Große Preis von Monaco hat's in sich. Bergrennen auf und ab, durch vor Hitze kochende Straßen, an Abgründen vorbei, die schauerliche Ahnungen wecken. Ich lag an aussichtsreicher Stelle und fuhr auf Sieg. Auf Sieg um jeden Preis! Deshalb fährt man ja nur. Wenn man immer von vornherein wüßte, daß man unter den „Ferner liefen" ist, hätte so ein Rennen hundert Prozent weniger Reiz. Langsam, aber sicher arbeitete ich mich an die Spitze. Sah sie schon vor mir und wollte gerade zum letzten Angriff vorgehen ... auf einmal ein eigentümliches, das Donnern des Motors übertönendes Knacken, das doch aus weiter Ferne zu kommen schien, im selben Augenblick machte mein schwerer Wagen einen komischen Sprung, schwebte auch schon in der Luft, überschlug sich einmal, landete und überschlug sich — vorwärtsgerissen durch die ungeheure Geschwindigkeit der Fahrt — ein zweites Mal ... Was ich in dem Augenblick dachte? Das kann ich wirklich nicht sagen. Ich glaube, gar nichts! Ich fühlte mich nur herausgeschleudert, fiel, lag auf der Erde und hörte bedenklich nahe das Knattern anderer Maschinen herankommen, die unweigerlich über mich hinwegrasen würden. Ich wälzte mich zur Seite, umklammerte die am Rande der Straße aufgebauten Sandsäcke, krallte mich fest daran, weil alles um mich her zu tanzen und zu summen begann. Die andern Wagen jagten an mir vorbei. Ihr Zugwind pfiff über mein Gesicht hin. Als der letzte vorüber war, erstarrten meine Finger, sie glitten ab von den Sandsäcken — ich sank zusammen und wußte dann nichts mehr. Als ich wieder zu mir kam, lag ich irgendwo, Menschen waren um mich bemüht und — es war mir nichts geschehen!"

Käte Schirmer,

die bekannte deutsche Fallschirmabspringerin, erzählt: „Bei einem Flugfest in Böblingen bei Stuttgart war's. Ich sprang aus achthundert Meter Höhe. Unter mir das schöne schwäbische Land, Stuttgart im Talkessel, das Schönbuch mit seinen herrlichen Waldungen, schräg hinten der Flugplatz mit seinen Menschenmengen. Pfeilgeschwind sauste ich in die Tiefe. Jetzt mußte sich der Schirm öffnen, am mich zurückzureißen und in sanftem Schwingen hinabzutragen. Ein Erstaunen erst, ein Lauschen, der Wind pfiff an mir vorüber — mein Schirm öfnete sich nicht! Ich fiel zweihundert, dreihundert, vierhundert Meter ... Der Druck der Luft drohte mir die Brust zu zerreißen. Blitzschnell zogen Ahnungen durch mein fieberhaft arbeitendes Gehirn. Aus achthundert Meter Höhe — unten an — zerschmettert! Meine Hand suchte fiebernd vor Hast im Kopfübersturz die Fangleine. Im buchstäblich allerletzten Augenblick erfaßte ich sie ... ein Rauschen über mir ... ich wurde so heftig zurückgerissen, daß ich glaubte, es müsse mir die Schultern zerfleischen. Ich schwebte! Knapp zweihundert Meter über der Erde. Glitt zu Boden und wurde vom Wind auf einen Schutthaufen getrieben, in dem ich landete. Arge Schnittwunden an den Händen und im Gesicht von Glassplittern in diesem Schutthaufen — so kam ich noch glimpflich davon. Zufall, daß ich zum ersten Mal aus einer Höhe von achthundert Metern sprang? Wäre ich wie sonst aus einer Höhe von fünfhundert Metern gesprungen, hätte mich keine Macht der Welt zu retten vermögen!"

Sir Malcolm Campbell,

der weltberühmte 400-Stundenkilometer-Fahrer, lachte, als ich ihn an einem Trainingsmorgen auf der Berliner Avus nach seinem gefährlichsten Augenblick fragte: „Sie glauben natürlich, daß man, bevor man zu einer Rekordfahrt im Vierhundert-Kilometertempo startet, sein Testament machen muß? Halb so schlimm! Die ganze Fahrt in diesem Tempo dauert nicht allzuviel Sekunden ... Sekunden allerdings, die wie Ewigkeiten wirken. Aber wenn's vorüber ist, gewöhnt man sich schnell wieder an die veränderten „Luftverhältnisse". Gefahr? Die Maschine ist vor dem Start bis in die kleinsten Einzelheiten untersucht worden und ein Versagen menschlichem Ermessen nach ausgeschlossen. Natürlich gibt es Faktoren, die nicht in Rechnung gesetzt werden können, weil man sie nicht kennt. Aber wenn man von Anfang damit rechnet, daß es schief geht, hat das ganze Fahren keinen Zweck. Man ist hundertprozentig vom Gelingen überzeugt; darum gelingt es! Den gefährlichsten Augenblick meines Lebens habe ich als — Fußgänger erlebt! Und zwar war eine ganz simple Bananenschale schuld daran. Ich überquerte den Trafalgar Square in London. Plötzlich rutschte mein rechter Absatz, ich verlor den Halt unter den Füßen und flog der Länge nach hin.

In derselben Sekunde kam ein Auto (also doch ein Auto!) in ziemlich schneller Fahrt angesaust, geradeswegs auf mich zu. Ich erkannte sofort, daß der Fahrer nicht ausweichen und auch nicht mehr bremsen konnte. Ausweichen schien ausgeschlossen, weil er selbst gewissermaßen links und rechts eingekeilt, bremsen konnte er nicht, weil die Entfernung zu gering war. Ich nahm deutlich das bleiche aufgeregte Gesicht des Fahrers wahr, hörte Menschen entsetzt schreien . . . sah den Wagen heranbrausen mit knirschenden Bremsen, die das Unheil doch nicht verhüten konnten. Und war ganz ruhig. Ganz hoch konnte ich nicht mehr, aber ich richtete mich auf, packte mit beiden Händen die Kühlerfigur des Wagens und wurde mitgeschleift. Fünf, sechs Meter weit. Dann stand das Auto. Und ich auch. Mir war nichts geschehen. Mein Anzug sah ein wenig beschmutzt aus und hatte von der Stoßstange des Autos einen tüchtigen Riß bekommen. Sie werden danach verstehen, daß ich seitdem lieber im Vierhundert-Kilometertempo dahinjage, als eine Straße zu Fuß überquere, auf der — von leichtsinniger Hand geworfen — eine Bananenschale liegt!"

Amsterdamer Streiflichter.

Randglossen holländischer Zeitungen,

gesammelt von Edgar Cederström.

Eine kürzlich erschienene humoristische Wochenschrift verspricht in ihren Ankündigungen, den Leser für fünf Pfennig 75 mal zum Lachen zu bringen. — Das Blatt scheint nach unserer Auffassung recht billige Witze zu bringen.

*

In Paris wurde kürzlich ein Lokal eingerichtet, in dem Maler ihre Bilder gegen Eßwaren und dergleichen eintauschen können. — Etwas Ähnliches haben wir schon lange, denn an der Börse kann man seine Papiere für ein Butterbrot loswerden.

*

Wer behauptet, Frauen könnten keine Geheimnisse bewahren? Fragen Sie mal eine Frau, wie alt sie ist.

*

Amerikanische Schönheitssalons beseitigen für 2000 bis 6000 Mark alle Runzeln und Falten im Gesicht. — Das Verfahren besteht offenbar darin, daß dem Kunden das Fell über die Ohren gezogen wird.

*

Ein Zahnarzt in Rotterdam erstattete Anzeige gegen einen Patienten, dem er ein künstliches Gebiß geliefert und der die Rechnung mit einem falschen Fünfzig-Gulden-Schein bezahlt hatte. — Der Beschuldigte hat dem Zahnarzt offensichtlich mit gleicher Münze heimzahlen wollen.

*

Der Direktor der Brasilianischen Staatsbank wurde kürzlich durch einen Niederländer vom Tode des Ertrinkens gerettet. — Er ist übrigens keineswegs der einzige Bankdirektor, der sich nur mit fremder Hilfe über Wasser halten kann.

*

Jeder Einwohner Deutschlands erhält jährlich im Durchschnitt 114 Postsachen. — Unserer Schätzung nach müssen davon 113 vom Finanzamt stammen.

*

Der Erfinder der Ansichtskarte ist vor einiger Zeit im Alter von 84 Jahren gestorben. Bis zum letzten Augenblick ist ihm nicht zum Bewußtsein gekommen, was er der Menschheit angetan hat.

*

Viele Maler klagen darüber, daß die Damen sich heutzutage nicht mehr malen lassen. — Der Grund ist wahrscheinlich der, daß die meisten das heute selbst besorgen.



Bunte Chronik



Pfarrerskinder.

Entgegen dem boshaften Sprichwort, daß Pfarrerskinder nicht recht geraten, hat ein fleißiger Statistiker festgestellt, daß sehr viele Männer, die irgendwie in der Geschichte berühmt geworden sind, aus evangelischen Pfarrhäusern stammen. J. F. v. Schulte hat den Lebenslauf von 1600 Männern studiert und ermittelt, daß 861, also mehr als die Hälfte, Pfarrerssöhne waren. Im Jahre 1900 stammten 30 Prozent der deutschen Ärzte, 40 Prozent der Juristen, 59 Prozent der Philologen, 44 Prozent der Naturwissenschaftler und 52 Prozent aller anderen Akademiker von evangelischen Pfarrern ab.

*

* **Das Glücksschwein.** Im Markt Steyregg in der Nähe von Linz hat sich vor einigen Tagen ein nicht alltäglicher Glücksfall ereignet. Das sorgfältig gehegte Schwein eines Häuslers wühlte im Garten einen alten Topf zutage, den die Frau des Häuslers rasch als wertlosen schmierigen Essigplutzer erkannte und, in ihrem Ordnungssinn gekränkt, in den vorbeifließenden Bach warf. Ohne den fortgeworfenen Topf noch eines Blickes zu würdigen, wandte sich die Frau wieder voll Eifer ihrer häuslichen Arbeit zu. Bald darauf stürmten Kinder in das Haus und erzählten aufgeregt, daß man aus dem Bach altes Geld fische. Die Häuslerin begab sich eilends zum Bach und sah nun, daß es aus dem zerbrochenen Topf, der auf dem Grund des Baches lag, verheißungsvoll blinkte und blitzte und daß auch schon Leute emsig daran waren, den Schatz zu heben. Es stellte sich heraus, daß der von der Frau so verächtlich behandelte Topf außer einigen alten Dukaten nicht weniger als 170 Maria-Theresien-Taler enthalten hatte.

Lustige Rundschau



Verlobung.



„Wird sich deine Mama auch freuen, wenn sie erfährt, daß wir uns verlobt haben?"

„Sie wird sich freuen, wie sie sich noch jedesmal gefreut hat!"

* **Der Chirurg und die Frau aus dem Volke.** Ein weltberühmter Wiener Chirurg, Professor H., hat die Gewohnheit, Fälle aus der Alltagspraxis zu dozieren. Gewöhnlich läßt er sich aus der Ambulanz Patienten in die Vorlesung bringen. Eines Tages wird eine einfache Frau hereingeführt, die sich bei der Arbeit den Handteller durchbohrt hatte. Professor H. entfernte eigenhändig unter allen Vorsichtsmaßregeln den eingedrungenen Fremdkörper, klopfte ihr jovial auf die Schulter und fragte: „Nun, Weiberl, was werden Sie jetzt machen?" — „Nach Haus werd ich fahren und mir gleich einen anständigen Doktor holen lassen", antwortete sie unter lautem Gelächter des Auditoriums.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg